

**Zeitschrift:** Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde  
**Herausgeber:** Bernisches historisches Museum  
**Band:** 49 (1987)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Bern : die Liebeserklärung der Emilie von Berlepsch (1755-1830)  
**Autor:** Utz, Hans  
**Kapitel:** 6: Die Freundschaft mit Philipp Albert Stapfer  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-246418>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Diese Formulierung verrät, wie mir scheint, ihren Hang zu poetischer Überhöhung, hier lässt sich erkennen, dass sie doch die Schranken, die sich ihr als einer Fremden entgegenstellten, nicht abbauen konnte; so war sie in jene Zuschauerrolle verwiesen, die ein Betrachter der Landschafts- und Genrebilder eines Aberli, Lory oder Freudenberger heute noch nachvollziehen kann. Ihre Distanz lässt sich ablesen etwa an der befremdlichen Beobachtung, die sie zur Regel erhebt, dass sich sämtliche Gebirgsvölker des Fluchens enthielten, dass ihnen ganz allgemein «die zerstörenden Leidenschaften fremd» seien<sup>68</sup>. Ausdrücke wie «der Zauber des bergumschlossenen Elysiums» machen uns misstrauisch, wir glauben, ein literarisches Klischee mit Haller (dem Vater ihrer Gastgeberin!), mit Gessner oder Rousseau als Vorbildern vorge setzt zu bekommen statt eigenständiger Beobachtung. Was ihr hierin abgeht, ersetzt sie durch Begeisterung: «Nie vergess ich dich, Oberhasli, mit der Riesenumzäunung deiner majestätischen Felsen, über deren ungeheuern Häuptern die Schneekronen der Gletscher glänzen; mit deinen von allen Seiten herabstürzenden und rauschenden Wasserfällen, . . . mit deinem weit ausgebreiteten Teppich vom sanftesten Grün, den unzählige Hütten besetzen, und die hier ruhig gewordne Aar freundlich durchschlängelt, mit deinen griechischgebildeten (!), tannenschlanken, guten, zufriedenen Menschen . . . Auch dich vergess ich nicht, fürchterlich schönes Grindelwald, vergesse nie die Grausen erregende Gestalt deines Schreckhorns und die wundervolle Wirkung des Mondlichts auf deine chaotischen Formen.»<sup>69</sup>

Von einer Reise ins Berner Oberland haben wir als das einzige Zeugnis, das nicht erst aus beträchtlicher zeitlicher Distanz verfasst ist, einen Brief, den sie von Bern aus an Füssli richtet. «Eben kommen wir von einem Ausflug nach Interlaken, nach dem Grindelwald und Oberhasli zurück, wohin Stapfer uns begleitete. Wir haben sehr viel Freude auf dieser Reise gehabt, das Wetter war uns sehr günstig, alles gelang uns, und nur bey unserer Zurückkunft von Thun war der Himmel umhüllt. Mein Sohn hat wirklich mit ganzer Seele die feierlichen Schönheiten der Natur, die ihm ganz neu waren, genossen.»<sup>70</sup> Die philosophische Vertiefung fehlt; es interessieren die Begleiter. Ihr Sohn, wenig über zwanzig, war schon in Zürich bei ihr aufgetaucht, Philipp Albert Stapfer (1766–1840), noch nicht dreissig, Professor an der Hohen Schule und am Politischen Institut, war mit ihr bekannt seit seinem Studium in Göttingen. Mit Stapfer und seinen Bekannten erweitert sich der Kreis ihrer Berner Gastfreunde über den Zirkel von Frau Zeerleder hinaus.

## 6. Die Freundschaft mit Philipp Albert Stapfer

VDM Philipp Albert Stapfer war im Herbst 1789 an der Universität Göttingen als Stipendiat der Berner Regierung immatrikuliert worden. Zunächst war er nach eigenem Zeugnis «terriblement hypochondre», bis er in der neuen Umgebung Fuss gefasst

hatte. «Je n'ai point fait de connoissances qui me paroisse agréable ou avantageux de cultiver, excepté d'un certain Mr de Florencourt, un fort aimable homme qui m'a mené l'autre jour chez la Baronne de Berlepsch. Elle m'a parfaitement bien reçu et invité à venir la voir à Berlepsch. J'ai été surpris d'entendre une Allemande parler si bien le françois comme elle le parle. Elle est encore très jolie pour une femme de 35 ans et fort enjouée dans la conversation.» Der Student aus Bern darf sich ein Urteil über Französischkenntnisse erlauben, denn seine Mutter, an die dieser Brief gerichtet ist, war eine geborene Burnand aus Moudon. Sein Vater, Daniel, war Pfarrer am Münster, drei Onkel waren Pfarrer, einer davon Professor – die höchsten Ämter, die Bürgern aus einer Landstadt (die Stapfer stammten wie Kollege Münsterpfarrer Rengger aus Brugg) erreichbar waren. So sollten auch die beiden Söhne Pfarrer werden, und, wenn's hoch kam, Theologieprofessoren. Philipp Albert, der ältere, 1766 geboren, hatte mit Schwung und Auszeichnung die Schulen in Bern durchlaufen und als 23jähriger das theologische Staatsexamen bestanden. Nun folgten zwei Semester Göttingen, an die sich eine Bildungsreise durch die Niederlande nach England und zurück durch Frankreich anschliessen sollte<sup>71</sup>.

In der Rückblende erblicken wir hier Frau von Berlepsch in der ihr vertrauten Rolle als Studentenbetreuerin und Gastgeberin von Akademikern<sup>72</sup>. Das Gespräch, so fährt Stapfers Brief fort, sei auch auf Zimmermann gekommen «qui se fait mépriser et détester à Hanovre par son orgueil et sa vanité. Notez qu'elle [Emilie von Berlepsch] est son amie et lui son médecin.» Sie ging daran, die beiden Berner in der Fremde zusammenzuführen; sie rühmte ihrem Arzt den VDM Stapfer. Der Name liess Zimmermann Erkundigungen bei der Universität einholen; er war entzückt, von Prof. Meiners bestätigt zu bekommen: «Er ist allerdings der Sohn Ihres ältesten und besten Freundes in Bern, und dabey ein junger Mann, der auch ohne diese Empfehlung ihrer Gewogenheit und Freundschaft würdig wäre.» Nun drängte Zimmermann darauf, Stapfer nach Hannover einzuladen, um die alte Freundschaft in der neuen Generation aufleben zu lassen, seien doch sein Vater und er Altersgenossen und von jeher treueste Freunde – nur schrieben sie einander nie. Weniger begeistert als der alte fand sich der junge Mann im April 1790 in Hannover ein. Kühl berichtet er seiner Mutter über die Woche bei Zimmermann: Die zweite Ehe mit einer jungen Frau habe den alten Hypochonder umgänglicher gemacht, «adouci son humeur (mais non pas sa plume)». Hingerissen von seinem Gast schreibt Zimmermann nun tatsächlich an dessen Vater, nennt den Sohn einen weisen Christen und Gottesgelehrten<sup>73</sup>. Daher versuchte er auch, den jungen Pfarrer in seinen Kampf gegen die Berliner Aufklärer einzuspannen; Stapfer aber hatte an der Universität Göttingen viel progressives Gedankengut, auch Kants Philosophie aufgenommen und musste sich fragen, wie er die Kluft der Weltanschauungen, die ihn von dem aufdringlichen väterlichen Ratgeber trennte, überspielen sollte. In der Anglophilie zum mindesten konnten sie sich finden: Der königliche Leibarzt gab ihm Empfehlungsschreiben an seine Freunde mit, der junge Mann war begierig, nach England zu reisen, «ich habe Deutsche genug gesehen»<sup>74</sup>.

Der in London niedergelassene Bruder seiner Mutter, Paul Burnand, war Stützpunkt für seinen Aufenthalt in England, der vom November 1790 bis zum Juni 1791

dauerte. «Ich habe in England gefunden, was ich erwartete, und mehr», schreibt er an Zimmermann. «Ich finde, dass die Engländer, im Gantzen genommen mehr Menschen sind als die übrigen cultivierten Nationen; und diess ist auch der Hauptzug, wie mich dünkt, in ihrem Charakter. Weder Gesetze und Verfassung noch Religion, weder Erziehung noch Herkommen haben da irgend eine Fessel dem menschlichen Geiste angelegt. Er *kann* alles werden, was er zu werden *fähig* ist. Er kann sich frey entwickeln. . . . Jeder urtheilt *für sich selbst*.»<sup>75</sup> Modellhaft stossen wir hier auf zwei verschiedene Begründungen der Anglophilie, wie sie seit der Französischen Revolution auf dem Kontinent gängig waren und sich später auch Frau von Berlepsch anbieten werden: Gesinnungsgenossen von Zimmermann schätzten England hoch als konservatives Bollwerk, andere mit Stapfers Worten als erprobten Hort einer «vernünftigen Freyheit». Das Leben in England beobachtete er mit unermüdlicher Neugier, vor allem die Verhandlungen des Parlaments mit Pitt als Premier, Burke und Fox als Antagonisten<sup>76</sup>. In Paris, auf der Rückreise, besuchte er ebenso eifrig die Sitzungen der Assemblée nationale und des Jakobinerklubs; er war zugegen, als die Nachricht von der Flucht Ludwigs XVI. eintraf und ihr Misslingen in Varennes bekannt und heftig diskutiert wurde (20.–25. Juni 1791)<sup>77</sup>.

Dieses Interesse hätte für Stapfer fatale Folgen haben können. Der Kuratel in Bern lag der Bericht eines Spitzels der Gnädigen Herren aus Paris vor: «Il y a icy un jeune Stapfer qui est un affilié des Jacobins et qui tient les propos les plus incendiaires contre le Gouvernement de Berne.» Er vermochte sich zwar zu rechtfertigen, und seine Wahl zum Lehrer für Deutsch und klassische Sprachen an das Politische Institut erfolgte reibungslos. Weil er dazu einen Teil der Lehrverpflichtung seines Onkels Johannes als Professor der Theologie an der Hohen Schule übernahm, musste ihm an einer völligen Reinigung von Verdacht beim Geheimen Rat sehr gelegen sein. Unaufgefordert stellte Zimmermann seinen Vertrauten, Kirchberger (von Gottstatt) und Schultheiss von Steiger, ein Zeugnis über Stapfers staatsreue Gesinnung zu. In seinem Dankbrief an Zimmermann versäumte Stapfer allerdings nicht, den Gegensatz zwischen der «offenen Aristokratie» in England und «geschlossenen Kasten» hervorzuheben, die anonym gehaltenen Denunziationen Beachtung schenkten<sup>78</sup>. Zimmermanns Erkrankung, die drei Jahre später zu seinem Tod führte, erspart uns die Überlegung, welchen Ausgang die von Frau von Berlepsch unter zwei so ungleichen Ausland-Bruggern vermittelte Freundschaft hätte nehmen können.

In seiner Inauguralrede am Politischen Institut vom 13. November 1792 preist Stapfer die «gütigen Regenten» dafür, dass sie diese Erziehungsanstalt für künftige Regierende und Zivilbediente nach vier Jahren Probezeit nun definitiv eingerichtet hätten. Karl Viktor von Bonstetten hatte diese Schule, parallel zum Gymnasium, vorgeschlagen, um die oft beklagte Lücke zwischen der Kindheit und der Ämterlaufbahn der Patriziersöhne nutzbringend auszufüllen. Entgegen dem Vorschlag wurde freilich diese Ausbildung von den Gnädigen Herren nicht für obligatorisch erklärt. Ob die Stifter böse Ahnungen bekamen, wenn Stapfer in seiner Rede von der «Pflanzschule» als «Bürge der aufgeklärten Denkungsart» sprach, wissen wir nicht. Jedenfalls war der Direktor und Mitbegründer des Instituts, Prof. Samuel Ith (1747–1813), Stapfers Leh-

rer gewesen und nun sein Freund, beide Theologen, beide philosophisch interessiert und politisch reformfreundlich<sup>79</sup>.

Dass Emilie von Berlepsch kurz nach ihrer Ankunft in Bern im Herbst 1793 Stapfer als Begleiter für ihre Reise ins Oberland anheuert, wird nach dieser Vorgeschichte nicht verwundern. Im Frühjahr 1794 wartet sie die Begleitung Iths und, wie sie hofft, auch Stapfers ab, um nach Zürich zu reisen. Ihre Freundschaft mit Stapfer und Ith wird auch in jenem schon zitierten Brief der Charlotte Zeerleder bezeugt, wo diese ein erstes Porträt des Gasts zeichnet. Sie erwähnt darin unter den Männern, die am Gesprächstalent der Deutschen Gefallen fänden, «Mrs Ith et Stapfer, tout sa société intime; on s’amuse d’être coquette et d’avoir été galante, mais rentré elle n’a pas envie d’être ni l’un ni l’autre avec ces hommes là». Auch Frau Zeerleder nahm – wie wir wissen – an Soireen teil, zu deren Mittelpunkt sich Frau von Berlepsch zu machen verstand<sup>80</sup>. Beziehungen zwischen den Familien Zeerleder und Stapfer lassen sich auch sonst nachweisen. So hatte VDM Stapfer auf der Englandreise Kreditbriefe des Bankhauses benutzt und war seinerseits bereit, Ludwig Zeerleder mit Empfehlungsschreiben für Deutschland auszuwählen. Bei dieser Gelegenheit nennt ihn Frau Zeerleder «un homme instruit et serviable dont l’état l’attache a la ville toute l’année»<sup>81</sup>. Mit der Mutter Stapfer und der Schwester Louise pflegte sie auch nach dem Umsturz von 1798 Umgang<sup>82</sup>.

Von Fremden finden wir weitere Zeugnisse, die den Bekanntenkreis um Stapfer umschreiben. So erinnert sich Pfarrer Abraham Trembley aus Rolle an Stapfer und Frau von Berlepsch, «je crains bien de ne retrouver nulle part des soirées qui vaillent pour moi celles que j’avois le bonheur de passer avec vous et elle»<sup>83</sup>. Zwei Emigranten aus Paris weilten zu jener Zeit in Bern und wurden mit Emilie von Berlepsch und Stapfer bekannt, beide Vorkämpfer der konstitutionellen Monarchie und ebenso streitbare Gegner der Französischen Republik, Mallet-du Pan und Mounier. Jacques Mallet-du Pan (1749–1800), gebürtig aus Genf, Publizist in Paris, war 1792 geflohen und führte nun als Journalist und Diplomat den Kampf gegen die Jakobiner, später gegen das Direktorium. Auf dessen Druck hin wird ihn die bernische Regierung im Juni 1797 ausweisen; von London aus wird er 1798 die Besetzung der Eidgenossenschaft durch Frankreich vor dem europäischen Forum anprangern in einem Buch, das Emilie von Berlepsch die Unterlage für ihren Protest abgeben wird. Wie Mallet strebte auch Jean-Joseph Mounier (1758–1806) nicht eine Restauration der absoluten, sondern eine Konsolidierung Frankreichs unter einer konstitutionellen Monarchie an. Er war im September 1789 zum Präsidenten der Constituante gewählt worden; doch als es ihm nicht gelang, seinen auf das englische Vorbild ausgerichteten Verfassungsentwurf durchzusetzen, demissionierte er und ging ins Exil, in die Schweiz und im Oktober 1795 nach Weimar, wo er ein Pensionat eröffnete. Er blieb mit Stapfer in Briefkontakt. Schon im Frühjahr 1794 hatte ihn Frau von Berlepsch dem Verleger Füssli empfohlen<sup>84</sup>. Offenbar richteten sich Stapfers Bekanntschaften nicht auf eine definierte politische Linie aus, obgleich sich unter den aufgeführten Namen keine sturen Verteidiger des Ancien régime ausmachen lassen.

Zu diesen gehörte sicher auch nicht der Patrizier aus altem Adel Karl Viktor von Bonstetten (1745–1832). Ihm sind wir als Mitbegründer des Politischen Instituts

begegnet. Bis 1793 war er Landvogt in Nyon, seither hielt er sich im Sommer meist auf seinem Landgut Valeyres bei Orbe auf, im Winter auf der Alpenegg in Bern. Dies markierte zugleich seinen innern Abstand von den Massgebenden. Vom Winter 1793/94 war er befriedigt: «Die Gesellschaft war diesen Winter sehr gut in Bern. Ich sehe täglich die Frau von Berlepsch, die vielleicht hier bliebe, wenn wir nicht so theuer Brod hätten. Kennen Sie sie? Es ist wahrlich ein saueres Leben, mit nicht gemeiner Seele geboren zu sein.» Und im Oktober 1794: «In vier oder sechs Wochen wieder nach Bern, wo ich ziemlich melancholisch bin. Frau von Berlepsch bleibt den Winter da. Dies ist mir ein grosser Trost.»<sup>85</sup> Der Kontakt mit von Bonstetten brachte für Emili von Berlepsch und Stapfer ein weites Netz interessanter Beziehungen ein, um so mehr, als er auch mit Madame de Staël und dem Kreis von Coppet vertraut war. Die Freundschaft zwischen den beiden Männern, «frères d'armes dans l'opposition» und von vergleichbarer geistiger Potenz, wurde bis zum Tode des ältern im Jahre 1832 in einem regen Briefwechsel gepflegt<sup>86</sup>.

Noch eine Schriftstellerin ist in diesen Kreis einzubeziehen, die Waadtländerin Louise (de Pont-) Wullyamoz (1751–1814), eine geborene Burnand, die Stapfer als «cher cousin» anredet<sup>87</sup>. Ihr wichtigstes Anliegen ist es, den Vetter und seine Freunde für ihren «Zorobabel», eine «fiction allégorique», die sie anonym veröffentlichen will, zu begeistern; sie möchten ihr zum Erfolg verhelfen. Daher wäre sie bereit, die Druckfahnen Stapfer und Mounier, auch Bonstetten zur Korrektur zu unterbreiten. Ins Vertrauen zu ziehen seien auch Mallet und Frau von Berlepsch, «la Muse de Hanovre». Diese müsste ein Autorenexemplar bekommen «comme un honneur rendu à son génie». Madame Wullyamoz möchte deren Werke durch die Redaktorin des *Journal de Lausanne* rezensieren lassen, «elle m'intéresse véritablement; une femme célèbre dans le genre offre à la curiosité un attrait de plus que les hommes». Auch der Vetter Stapfer bekommt Schmeichelhaftes zu hören: Herr von Erlach habe nach einer Begegnung mit ihm bei Madame Mounier geäussert, Stapfer rechtfertige seine «réputation précoce». Und während alle Briefe aus Bern voll Aufregung über die Promotion – die Bürgerbesatzung von Ostern 1795 – seien, «je crois la Herr-gasse moins bouleversée que le reste de la ville, et la société dont vous faites le charme un peu moins occupée de toutes ces tourmentantes espérances». Begreiflich – denn die Nichtbürger aus dem Theologenquartier hatten keine Ratsstellen zu gewinnen.

«Comme je vous félicite de sortir de *ce goufre*», schreibt sie ihm, «par le voyage d'Italie – Voila de quoi vous débarbouiller de l'ennui de Berne»<sup>88</sup>. Dass sich Stapfer als Lehrer und Verteidiger der antiken Philologie nach Italien sehnte, versteht sich. Die Planung der Reise könnte ebenfalls auf «ennui» zurückgeführt werden. Schon nach seiner Rückkehr aus England schreibt er an Zimmermann: «Der Verlust der *allerliberalsten* Gesellschaft in London und die Versetzung in den bernerischen Nebel und Eigendünkel . . . musste eine Leerheit in meiner Seele erzeugen.» Dazu klagt er, schon in Göttingen, über andauernde Zahnschmerzen, Kopfweh, ein Augenleiden und Depressionen, in Bern über Überbelastung. Die Arbeitsbedingungen, unter denen damals ein akademischer Lehrer wirkte, hat Stapfer aus der Distanz von 40 Jahren mit Tiefenschärfe kritisiert. Das Salär habe er ganz für den Kauf von Büchern aufgebraucht,

«pour me tenir au courant des progrès de ma science», weil die Stadtbibliothek nicht einmal über die nötigsten Bücher verfügt habe. Schlimmer aber war, dass die patrizische Regierung geneigt gewesen sei, «à considérer les salariés de l'Etat comme les obligés personnels des dépositaires du pouvoir . . . A moi ils ne cessent de reprocher la grâce qu'ils m'avaient faite, de m'appeler à l'unanimité à *une chaire académique*, envisagée comme une glèbe à laquelle leur serf était attaché.»<sup>89</sup> Das ist der Schollenzwang, der die akademischen Lehrer zu Wohlverhalten verpflichtet! Wie es an der Hohen Schule um die Möglichkeit stand, sich zu Studienzwecken beurlauben zu lassen, weiss ich nicht. Es muss sie aber gegeben haben, denn es gibt weitere Belege für Stapfers Vorbereitungen zur «Italienischen Reise».

Er beschafft sich Empfehlungen von Männern, die sich in Italien auskennen, von Prof. Heeren aus Göttingen und Andrew Douglas, einem schottischen Arzt. Jenes richtet sich an den Kardinal Stefano Borgia in Rom, dieses, datiert vom 12. September 1795, an Lady Hamilton, Gemahlin des britischen Gesandten in Neapel, und kündigt auch die Begleitung an: «He travels in company with Madame la Baronne Berleps of Hanovre, who is esteemed by all who know her a respectable character, a woman of wit and talents.» Dass Emilie von Berlepsch, die wie Stapfer noch nie in Italien gewesen war, mit ihm ins «Land, wo die Zitronen blühen», zu ziehen plante, ist ebenfalls durch Frau Zeerleder bezeugt. Sie schreibt am 9. September 1795 recht unwillig, Stapfer habe sie um eine Empfehlung an ihren Bruder, Emmanuel von Haller in Mendrisio, gebeten, «Mme de Berlepsch fera avec Mr Stap [sic] – un voyage que je crains désavantageux pour le dernier»<sup>90</sup>. Frau Zeerleder wird sich die Reaktionen der Obrigkeit und der «Société» vorgestellt haben, wenn der noch nicht 30jährige Professor mit der extravaganten deutschen Adligen, die elf Jahre älter war als er, auf Studienurlaub nach Italien gereist wäre. Freilich, im Juli 1795 hatte das Konsistorium in Hannover die Scheidung ausgesprochen<sup>91</sup>, und die Freifrau war nun freier, sich nach einem ihr geistig zusagenden Partner umzusehen. Jedoch reiste sie nicht mit – das muss sich in jenen Septembertagen entschieden haben; denn dem Brief von Douglas an Lady Hamilton folgt ein Post scriptum: «Mr. Stapfer speaks very good English», und ein zweites: «I am sorry to say that Mme de B has been prevented making the voyage; therefore Mons St is obliged to prosecute it alone.» Weil die beiden Hauptakteure stumm bleiben, wissen wir nicht, weshalb der Plan einer gemeinsamen Reise und wenig später Stapfers Italienreise überhaupt aufgegeben wurde. Den Schlusstrich zieht für uns ein undatiertes Brief von Cousine Louise Wullyamoz: «Quel voyage a faire, pour vous, et encore avec une telle société! J'ai eu du chagrin de le savoir rompu.» Nachrichten von Volksaufläufen wegen Hungersnot und Gerüchte, die Franzosen würden nach der Besetzung der Niederlande in die Lombardei einfallen – was unter General Bonaparte im April 1796 tatsächlich erfolgen sollte –, verminderten die Verlockung<sup>92</sup>. Private Gründe bleiben unfassbar. So bezeugen nur die unbenutzten Empfehlungsschreiben unter Stapfers Papieren abgeblocktes Fernweh. Seine Ernennung zum Professor der Theologia Didactica (als Nachfolger seines Onkels Johannes) und zum Direktor des Politischen Instituts (als Nachfolger Iths) im folgenden Jahr, 1796, band ihn wieder fest an die heimische Schollē. Dieses Jahr ist leider sonst in meinen Quellen blank.

So kann ich nicht einmal sicher feststellen, ob Emilie von Berlepsch den Winter 1795/96 nochmals in Bern zubrachte. Dagegen scheint zu sprechen, dass Frau Zeerleder am 7. August 1795 ihrem Sohn schreibt: «Le départ prévu de Mme de Berlepsch m'a causé la peine qu'on éprouve en faisant un sacrifice que la raison exige. Je perd une liaison que j'aime, mais a mon age on a l'habitude de céder aux circonstances sans prétendre qu'elles s'arrangeront a notre gre.» An einem 28. November schickt sie ihrer Ziehtochter Charlotte Bürkli als Beilage zu einem Paket einen Hut, ein Taschentuch und ein Stück Wollstoff nach Zürich, Gegenstände, die Fräulein Hackmeister, die Kammerfrau ihres Gastes, vergessen hat, mit der Bitte, alles beim Amtmann Heidegger abzugeben, Reliquien demnach des Aufenthalts der Emilie von Berlepsch im geliebten Bern . . . Aber die Datierung auf 1795 ist unsicher<sup>93</sup>. Gegen den endgültigen Abschied im Herbst 1795 sprechen zwei Hinweise. Im Juli schreibt von Bonstetten: «Die Frau v. Berlepsch kommt diesen Winter wieder.» Sie selber schrieb in ihrem 1799 gedruckten Buch, sie habe drei Winter in Bern verbracht, zusammen mit Mallet du Pan<sup>94</sup>. In diesem Zusammenhang Stapfer zu erwähnen, bestand kein Anlass. Dieses Thema war heikel und kann nicht abschliessend behandelt werden. Was es heisst, wenn sie ihn 16 Jahre später an das, «was ich in frühen Zeiten *your bosom sin*, Unentschlossenheit nannte», erinnert<sup>95</sup>, mögen meine Leser interpretieren.

Gewiss ist: Sie hat ihre Kometenbahn fortgesetzt. Im Herbst 1796 ist sie in Weimar bezeugt, nun eine geschiedene Frau.

## 7. Wirrungen in Deutschland

Dass die Schweizerluft und -kost Frau von Berlepsch gut bekommen war, hören wir von einer Dame am Weimarer Hof: «Sie war lustig, munter und dick und fett», meldet Charlotte von Stein ihrer Freundin, Frau Schiller. Der boshafte Ton zielt nicht nur auf die vollen Formen einer andern Frau, sondern auf den vulgären Geschmack ihres früheren Freundes: «Vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht jetzt auch etwas gemeiner aus.» Also ähnlicher der Christiane Vulpius, welche Frau von Stein in der Gunst des Dichters ausgestochen hat. Diese glaubt sogar zu wissen, Frau von Berlepsch sei in Goethe verliebt und möchte ihn heiraten, aber da sein Geschmack nicht für vornehme Damen sei, so spiele er den Grausamen. Mindestens unfreundlich ist in der Tat Goethes Xenion, das sich gegen ihre Schriftstellerei richtet:

«E.v.B.

Alles schreibt, es schreibt der Knabe, der Greis und die Matrone.

Götter, erschafft ein Geschlecht, welchem das schreibende schreibt.»